

II.

Die Ebells in Perleberg

von 1560—1870

unter Berücksichtigung der Zunftverhältnisse und der Einwirkung des 30 jährigen Krieges.

Die Quellen, aus denen geschöpft werden konnte, sind lediglich die Perleberger Kirchenbücher, und es darf als ein seltenes Glück angesehen werden, daß dieselben nicht in den schweren Jahren des 30 jährigen Krieges, wie in so vielen anderen märkischen Städten ihren Untergang gefunden haben. Diese Kirchenbücher sind allerdings auch nur lückenhaft. Es sind folgende :

I. Taufregister von 1568—1581,

„ „ 1588—1906.

Es fehlen also: 1582—1587.

II. Copulationsregister von 1573—1586,

„ „ 1589—1906.

Es fehlen also: 1587—1588.

III. Sterberegister von 1573—1586,

„ „ 1589—1595,

„ „ 1640—1653,

„ „ 1719—1906.

Es fehlen also: 1587—1588,

1596—1639,

1654—1718.

Auch innerhalb der einzelnen Jahre sind Lücken von verschiedenen Monaten vorhanden. Aus diesen lückenhaften Notizen galt es, den Stammbaum zusammenzustellen. Ich gebe zunächst die Stammtafel dieser Perleberger Vorfahren.

Werfen wir nun einen Blick hierauf, so fällt uns bald auf, daß alle Perleberger Ebells, von der ersten bis in die letzte dort lebende Generation hinein, den goldenen Boden des Handwerks nicht verlassen haben. Tischler, Lakenmacher, Böttcher, Schuster sind die Hauptvertreter. Auf die Schuster wollen wir besonders stolz sein, es war die vornehmste Gilde der Stadt. Erst als der alte, heimische Boden verlassen wird, traten andere Berufsarten auf, die dann im Tuchmachergewerk, aus dem später die Tuchfabrikanten herauswuchsen, den größeren Teil unseres Geschlechts in unserer zweiten Heimat Ruppín seßhaft machen, es zu einer gewissen Blüte bringen und dort bis auf unsere Zeit auch seßhaft erhalten.

Betrachten wir die ältesten Generationen, so sehen wir zunächst, daß wir die Vorfahren von jenem Jorge Ebel (I, 1) wohl zweifellos ebenfalls in Perleberg zu suchen haben. Die Kirchenbücher reichen indessen nur bis 1566 zurück. Es sei gestattet, hier die Kolonisationsfrage zu streifen. Erst dem ersten Askanier, Albrecht den Bären, den, wie Schwebel in seinen „Kulturhistorischen Bildern“ sagt, der Brandenburger mit vollem Recht „den Großen“ nennen kann, war es gelungen, die über 600 Jahre in unsern Landen herrschenden Wenden endgültig zu besiegen und somit, um 1150, Herr der Nordmark und der Länder an der Havel zu werden.

„Das nackte Land war zwar erobert,“ sagt Berner in seiner Geschichte des Preußischen Staates, „doch mußte für dasselbe ein Volk erst sozusagen geschaffen werden und dies Volk mußte in seinen wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnissen so gestellt werden, daß es befähigt war, das slavische Volk, soweit es sich nicht zurückgezogen hatte, zu überwinden.

Wie einst zu Zeiten der Völkerwanderung die deutschen Stämme aus diesen Gegenden gezogen waren, so begann jetzt eine umgekehrte Völkerwanderung aus Sachsen, Schwaben, Holland, Friesland und vom Rhein her nach Brandenburg, während die Slaven auswanderten“.

Gewiß ist, daß sich hier die Slaven auch mit den Germanen vermischten und, wie ich in meinem „Wendenkampf“ ausgeführt, nicht zu unserem Schaden.

Hier also haben wir, da Ebel unbeding't germanischen und nicht slavischen Stammes ist, die Anfänge unseres Geschlechts zu suchen.

Jene Einwanderung dauerte bis gegen Ende des Mittelalters. Hier sind die ersten Ebellschen Stammesvettern in die Mark gekommen.

Wohin sie sich zuerst gewandt, ob gleich nach Perleberg oder zunächst anderswohin und woher sie kamen, bleibt eine offene Frage.

Bei der Nähe des westelbischen Lüneburgs ist aber die Vermutung gerechtfertigt, daß wir auf niedersächsischem Boden die ersten Anfänge unseres Geschlechts zu suchen haben. Deshalb habe ich auch im Anhang I den Stammbaum dieser niedersächsischen Ebells wiedergegeben. Wir stehen 1566 jedenfalls nicht am Beginn des Perleberger Geschlechts, sondern können annehmen, daß schon eine längere Reihe unserer Vorfahren hier als ehrsame Zunftmeister gewirkt haben. In dem „Meister“ liegt die Gewähr für das soeben Gesagte. Jener Jorge Ebel bereits war, wie alle anderen, Meister. Im Taufregister¹¹⁾ steht „getauft am 29. Mai 1596 Andreas Jorge Ebel, des Tischlers Sohn, Gevatter Hieronymus Waldow, Hans Moller und die Organistische. Einfach „Tischler“, „Glaser“ usw., werden aber nur die Meister bezeichnet, andernfalls nennen die Kirchenbücher ausdrücklich „Geselle“. Es ist bekannt, welche Bedeutung ein Zunftmeister in diesen Zeiten besaß. Aus der Perleberger Chronik¹²⁾ erfahren wir, daß bereits anno 1347 5 Gewerke erwähnt werden, von welchen das Schuhmachergewerk das älteste und von jeher bedeutendste war. Das erste Zunftprivilegium ist bereits in demselben Jahr, in dem Perleberg Stadtrecht erhalten hat, 1239,¹³⁾ und noch von Johann Gans¹⁴⁾ erteilt (von Anfang des 14. Jahrhunderts an war Perleberg Immediatstadt, sie stand dem Landesherrn, dem Markgrafen von Brandenburg, zu). In diesem Privileg wurde der Innung gestattet, ein Drittel der Abgaben von dem neu aufgenommenen für sich zu erheben, auch wurde den Gildemeistern die Gerichtsbarkeit in der Bruderschaft in weitem Umfange beigelegt und die Konkurrenz auswärtiger Schuhmacher ausgeschlossen. Schon

¹¹⁾ In den ersten früheren Jahrhunderten sind nur die Taufstage, nicht die Geburtstage verzeichnet. In den Stammtafeln sind die Taufstage mit „~“, die Geburtstage mit „.“ bezeichnet.

¹²⁾ Riedel. Cod. dipl. I. S. 71. und im sogenannten „Roten Buch“ der Stadt Perleberg, ein in rotes Leder gebundener Pergamentband, welcher 1480 beginnt und bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts reicht.

¹³⁾ Gewiß war, wie Riedel schreibt, Perleberg schon vorher ein angebauter Ort, man pflegte aus Dörfern oder Flecken, nicht aber auf wüsten Feldern Städte zu errichten. Auch ist anzunehmen, daß die alte Pfarrkirche St. Jacoby schon vor der städtischen Einrichtung Perlebergs an diesem Ort gestanden hat.

¹⁴⁾ Die edlen Herren Gans, später nach ihrem Wohnsitz zu Putlitz genannt, waren bis Ende des 13. Jahrhunderts Herren der Stadt. Reste der Burg daselbst noch vorhanden (Wallhaus, nach Opalinski das älteste Bauwerk der Priegnitz).

1333 war die Schustergilde insofern reich genug, um dem Rat den sogenannten Schuhhof abzukaufen.

Das verbundene Gewerk der Zimmerleute und Rademacher erhielt 1476 ebenfalls verschiedene Privilegien.

1345 werden auch schon die beiden wegen des Umfangs ihrer Gewerbe stets im Hader liegenden Gilden der Gewandschneider (Tuchverkäufer) und Gewandverfertiger (Lakenmacher) erwähnt.¹⁵⁾

Den Böttchern in Perleberg und der Priegnitz erteilte Joachim II. 1563 das erste Privilegium ausschließender Zunftberechtigung. Bis auf 4 Meilen von den Städten, worin sie gesessen, durften auf den Dörfern keine Böttchergefäße gemacht werden.

Den Leinewebern wurden 1571 alte Privilegien bestätigt, wonach ihr Handwerk innerhalb 2 Meilen von Perleberg, Kyritz und Pritzwitz nicht von anderen betrieben werden durfte.

Schließlich wurde auch den Tischlern der Priegnitz im Jahre 1572 ein landesherrlicher Schutzbrief gegen Eingriffe der Zimmerleute in ihr Geschäft und gegen das Vorhandensein von Dorfhandwerkern ihrer Profession zuteil.

Wie wir sehen, haben jene alten Zunftmeister auch in Perleberg eine gefestigte Stellung besessen; daß sie stets, wie die Chroniken melden, mit dem Hohen Rat der Stadt in heftigster Opposition lebten, sei nebenbei erwähnt. Es ist heute nicht anders. Stadtverordneten- und Ratsherrenkampf. Mit der Opposition ist es, glaube ich, wie mit der Konkurrenz. Beides Dinge, die für diejenigen, welche es angeht, recht lästig sind und doch notwendig und fördernd. Wir Ebells sind im übrigen bis heute nicht blinde Autoritätsanbeter geworden. Es geht durch viele von uns — und es sind nicht die untüchtigsten, wie mir scheinen will — als Unterströmung (bisweilen auch als Hauptströmung) ein freiheitlicher gesunder Zug, der zu rechter Zeit mit dem Althergebrachten zu brechen versteht und sich neue Bahnen wählt, die vor dem Erstarren im gewohnten Geleise schützen. So muß es auch sein. Hat die Großstadt für die Jugend und den „Einzelnen“ seine Gefahren, so hat die Kleinstadt für die

¹⁵⁾ In der Bestätigung eines Gildenstatutes von Kurfürst Joachim Friedrich von 1599 findet sich auch zugleich die Bemerkung, daß nach dem Inhalt eines Kammergerichtsabschnittes von Mittwoch nach Bartholomäi 1528 die Tuchmacher in den übrigen priegnitzischen Städten ihre Tücher und Gewänder denen, welche in der Hauptstadt Perleberg verfertigt wurden, in Länge und Breite vollkommen gleich machen sollten, und daß die Tuchmacher Perlebergs auf die Beobachtung dieser Einrichtung zu sehen hätten.

„Gesamtheit“, für das Fortblühen eines Geschlechts vielleicht noch größere. Im Maßhalten nach beiden Seiten hin — der konservativen wie der freiheitlichen — wird hier das Rechte liegen.

Immerhin hatten sich unsere Vorfahren schon bis zur „Meisterstufe“ durch Fleiß und Tüchtigkeit heraufgearbeitet, das war aber gar nicht leicht, zumal nicht um diese Zeit, denn die Blütezeit der Zünfte war eigentlich im 16. Jahrhundert schon vorüber.

Um uns recht hineindenken zu können in das Leben unserer Perleberger Ahnen sei es gestattet, die Verhältnisse der Zunft beim Ausgang des Mittelalters etwas eingehender zu betrachten. Alles gewinnt an Interesse, wenn wir es im Zusammenhang mit unseren Vorfahren bringen können.

Perleberg blühte im Mittelalter. Der Handel bestand in Ein- und Ausfuhr von Korn, Salz, Bier, Wein, Kupfer, Zink, Tuch, Weid, Mühlsteinen, Heringen und anderem Tonnengut. Die Stadt stand, wie urkundlich feststeht, im täglichen Verkehr mit Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, hierdurch war ihr ein weiteres Absatzgebiet gegeben, sie nahm gewissermaßen an dem überseeischen Handel der Hansa teil, und ist tatsächlich, wie wir später erfahren werden, zu einem bedeutenden Bürgerwohlstand gelangt. Seit 1453 macht sich nun hier wie allerorten in Deutschland als Vorläufer der Reformation eine Absatzstockung bemerkbar.¹⁶⁾ Sie hatte einesteils ihren Grund in dem Vordringen der Osmanen und der Eroberung Konstantinopels, wodurch dem Levantehandel ein Ziel gesetzt wurde; andererseits beginnen zu dieser Zeit die Britten, Skandinavier und Slaven aus ihrer Unmündigkeit zu erwachen, und der Hansa, d. h. dem deutschen Handel, ein Ziel zu setzen. Der Partikularismus, an Stelle eines straffen Staatswesens wie in England, hat nicht die Macht, den steigenden Anforderungen der Kirche entgegenzutreten. Das Papsttum, die große Scheune, wie es bereits Walther von der Vogelweide nennt, war die erste Geldmacht geworden. Wir bezahlen heute ca. 3% Steuern des Nettoertrages an den Staat, die Kirche verlangte damals den 10ten Teil des Bruttoertrages und noch darüber hinaus. Dazu kommen die steigenden Anforderungen des fürstlichen Staates und der Steuerzwang. Das geordnete Beamtenwesen und Söldnerheer verlangte ganz andere Barmittel wie bisher. Wir

¹⁶⁾ Meine Quellen sind hier die Vorlesungen des Professor Dr. Höniger, Privatdozent an der Kgl. Universität Berlin über „Reformation und Gegenreformation in sozialgeschichtlicher Beleuchtung“.

stehen am Beginn des Kapitalismus. Durch die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Ostindien verlor auch der süd-deutsche Kaufmann (z. B. die Fugger) seine Macht, der soziale Frieden war auch in den Städten bereits gründlich zerstört. Zwei Schichten haben sich gebildet, das Patrizierregiment, aus dem sich nunmehr allein der Rat zusammensetzt, und die Zünfte. Uns interessieren nur letztere.

In früheren Jahren war der Geselle stets Anwärter zum Meisteramt gewesen. Es blieb ihm die Möglichkeit des Emporsteigens, die Bevölkerung war noch dünn, der Osten Deutschlands ein vorzügliches Kolonisationsgebiet, die Produktion entsprach dem Absatz. Jetzt wurde dies anders. Die Meister schließen sich zu einem privilegierten Stand zusammen, nur Meistersöhne und Meisterschwiegersöhne werden noch Meister, können es werden. Früher war noch, wie der Kulturhistoriker Riehl sich feinsinnig ausdrückt, der fechtende Handwerksbursche kein Vagabund, sondern „Kandidat des vierten Standes“ gewesen, jetzt zeigen sich die Anfänge des Proletariats. Das Meisterrecht wird ein Standesrecht, welches sich vererbt. Zum ersten Mal beginnt der Kampf zwischen Arbeit und Kapital. Wir hören von den ersten Streikversuchen der Gesellen.¹⁷⁾ Nur noch für Meister hat Handwerk goldenen Boden, die Gesellen bleiben zurück, da sie sich nicht mehr selbständig machen können. Die Zunft der Meister beginnt sich kastenartig abzuschließen und bildet bald einen unüberbrückbaren Gegensatz im Verhältnis zu den Gesellen.

Von solchen Gesichtspunkten aus betrachtet, dürfen wir doppelt zufrieden auf unsere alten Zunftmeister zurückblicken und dankbar sein, daß sie es so weit gebracht. Jeder muß selbst ringen, um weiter zu kommen. Mögen auch hier und da Streber und unlautere Bewerber den Vorrang ablaufen, auf die Dauer hat doch nur, wie der große Moltke einst gesagt, der Tüchtige Glück. Und das hatten jene Vorfahren. Meistersöhne wurden wieder Meister im Handwerk oder heirateten, höchst verständig, ein Meisterstöchtlein, wie z. B. jener Joachim Ebel (V, 25), des Leinwebers Diedrich Ebels Sohn, der am 5. Mai 1705 seine Base Ursula Elisabeth,

¹⁷⁾ Julius Wolf schildert uns aus dieser Zeit sehr interessant in seinem Roman „Der Süßmeister“ eine solche Szene. Die Gesellen gehen auf „grüne Heide“, d. h. sie streiken. Die geschilderten Personen sind historisch, die Perlebergische Geschichte spielt im übrigen häufig nach Lüneburg hinüber. So bringen z. B. die Lüneburger Bürgermeister Lütke von Dassel und Leonhard Tobing 1530 und 1534 eine Anleihe für den Kurfürsten von je 1000 Gulden auf, für welche sich Perleberg mit verbürgen muß. (Riedel, Codex dipl.)

des Joachim Ebel Bürger und Schuster Ebel eheliche Tochter heiratet und selbst Schustermeister wird, oder jener Joachim Ebel (IV, 13) von Friesack gebürtig, der am 10. Februar 1680 Frau Maria Gäden, die nachgelassene Witwe des seligen Schusters M. Johann Neumann, heiratet, um als Meister in die Zunft zu kommen. Herzenswünsche standen in jenen Zeiten weitaus in den meisten Fällen unter Verstandesherrschaft, wenngleich ja, bei besonderen Glückspilzen, beides vereint gewesen sein mag.

Betrachten wir nun noch einmal die einzelnen Personen auf der Stammtafel, sie erzählen uns noch mancherlei. Von Jorge Ebell (I, 1) ist nur das Jahr der Verheiratung mit Anna Lytzmanns und seiner zweiten Frau feststehend. Wie damals üblich, dürfte er sich in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre verheiratet haben, wir können also etwa 1560 als sein Geburtsjahr annehmen. Von seiner zweiten Frau wurden ihm außer Georg, Andreas und Catharina noch drei Kinder geboren. Das Totenregister führt ohne Namensnennung auf:

gestorben am 10. September 1589 Jörgen Ebels Kind,
am 19. März 1593 Jörgen Ebels Kind kam tot zur Welt,
am 18. April 1593 Jörgen Ebels Kind.

Sein Sterbetag steht ebenfalls nicht fest, doch muß er 1619 noch gelebt haben, denn im Taufregister heißt es, getauft am 19. 9. 1619 Catarina (III, 6), Georgh¹⁸⁾ Ebels, des Tischlers, des „Jüngerer“, Tochter. Bei der Geburt des Georg (III, 7) am 9. 5. 1624 fehlt der Zusatz des „Jüngerer“, somit war unser Urahn zu dieser Zeit wohl schon gestorben. Das Sterberegister von 1596 bis 1639 fehlt, wie oben angegeben. Ob jener Joachim (I, 4) Bruder oder Vetter von Jorge (I, 1) gewesen ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Eine Verwandtschaft hat aber jedenfalls bestanden, und haben wohl Lorentz (II, 1) und Andreas (II, 6) ihre Kinder nach dem Oheim genannt. Kinder waren nicht vorhanden, da die Taufregister noch 1602 vollständig vorhanden sind, es sei denn, daß Joachim Perleberg verlassen und sich etwa nach Brandenburg¹⁹⁾ oder Ruppın begeben hat. Uns interessiert der Beruf Lakenmacher, der hier zum erstenmal an das spätere, für die Mehrzahl von uns

¹⁸⁾ Die Orthographie der Namen ist die gleiche wie in den Kirchenbüchern, sie ist — selbst bei ein und derselben Person — oft sehr wechselnd.

¹⁹⁾ Wir werden später bei den Ebells, mit denen eine Verwandtschaft vor der Hand nicht nachzuweisen ist, von einem Joachim Ebell aus Brandenburg hören, der im Jahre 1668 in Ruppın Altmeister des Tuchmacher-gewerkes geworden ist. Es könnten hier Nachkommen dieses Joachim (I, 4) in Frage kommen.

so bedeutungsvoll gewordene Tuchmachergewerk anklingt. Lakenmacher ist identisch mit Tuchmacher. „Laken“ hieß noch in unseren Tagen das rohe, fertig gewebte Stück Tuch.²⁰⁾ Die Frau jenes Joachim (I, 4) war die Tochter des Seidenkrämers Johannes Fritze, der unter den ehrbaren und vornehmen Männern der Stadt aufgeführt wird, die 1638 an der Pest starben.

Von der zweiten Generation stehen nur die Geburts- bzw. Taufdaten des Andreas (II, 6) und der Catarina (II, 8) fest. Von den übrigen Kindern sind dieselben nicht nachzuweisen. Da aber außer Jorge (I, 1) und Joachim (I, 4) zur Zeit keine Ebells in Perleberg lebten und Joachim erst 1602 geheiratet hat, ist meine Annahme, daß Lorenz (II, 1) und Georg (II, 3) Jorges Kinder gewesen sind, fast unzweifelhaft, es sei denn, daß Lorenz (II, 1) noch einer älteren Generation angehört, da es immerhin auffällig erscheint, daß er in damaliger Zeit als ältester Sohn eines Tischlers nicht dem Beruf seines Vaters gefolgt, sondern Glaser geworden ist. Doch starb seine rechte Mutter bereits, als er noch sehr jung war, und kann er auch durch seinen Schwiegervater Henning Ebeling zum Glaserhandwerk gekommen sein. Hier, 1637, sind wir nun in eine Zeit eingetreten, in welcher der 30 jährige Krieg für Perleberg verhängnisvoll werden sollte. Die gesamten Ebells der dritten Generation hatten darunter zu leiden. Es ist zum Verständnis meiner Stammbaumkombination durchaus notwendig, sich diese Zeit näher zu betrachten. Zugleich entrollt sich hier ein Bild aus Deutschlands Vergangenheit, wie es grausiger nicht gedacht werden kann, und es hat dadurch einen ganz besonderen kulturgeschichtlichen Wert, daß wir die Schilderung von Augenzeugen hiervon besitzen.²¹⁾ Es

²⁰⁾ Nach Mitteilungen meines Vaters.

²¹⁾ Siehe die in den angeführten Quellen näher bezeichneten Werke von Crusio und Stappenbeck. Als Augenzeugen haben Aufzeichnungen hinterlassen:

1. der Perleberger Bürgermeister Theodorus Backe,
2. der Magister M. Bernhardi von der Linden,
3. der Kantor Georg Freyer,
4. der Diakon Bernhardo Schmieden und andere.

Crusio, Prediger in Perleberg zu Anfang des 18. Jahrhunderts, hat diese Aufzeichnungen zusammengestellt und gibt sie mit meist religiösen Bemerkungen heraus, die uns die ganze Naivetät eines Geistlichen dieser Zeit wie die Anschauungsweise jener Tage überhaupt widerspiegeln und zum Teil sehr kurzweilig zu lesen sind. Ich gebe hier Bruchstücke. Zunächst zweifelt er nicht, daß sich ein jeder gottseliger Leser „vernünftig bescheiden“ und diese Nachrichten nicht zum „bloßen Wissen“, viel weniger aus „Kuriosität“ lesen werde, sondern sie „entweder zu seiner Erbauung, Nutzen und Besserung lesen werde, oder, wo man des Sinnes nicht ist, sie lieber ganz ungelesen lasse.“ Ich fürchte, daß ich das Buch nicht in der

ist die letzte Etappe des großen Krieges, in die wir geführt werden. Längst war an Stelle des ursprünglichen Religionskrieges ein schwedisch-französischer Eroberungskrieg getreten. Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, hatte auch nach Gustav Adolfs Tod, 1632, an dem Vertrag mit Schweden entschieden festgehalten, obwohl Schwedens Absicht, Pommern für sich zu erhalten, deutlich erkenn-

Intension des alten Herrn gelesen habe. Der erwähnte Kantor Scholae Georgius Freyer hatte seine Aufzeichnungen über die Plünderungen pp. in Versen hinterlassen. Crusio hat diese Verse bedauerlicherweise in eine ungebundene Rede übersetzt, weil, wie er schreibt, die Verse wegen ihres altmodischen Habits oder Unzierlichkeit manchen Leser nicht gefallen oder gar eine Gelegenheit zum unzeitigen Lachen „bey so ernstlichen und erschrecklichen Straffen Gottes seien oder geben könnten“. — Der alte Streit zwischen Pfarrer und Schulmeister. — Ueberhaupt betrachtet Crusio Pest und Plünderung lediglich als gerechte Strafen Gottes. „Nicht von ohngefähr oder plumpsweise seien Pestilenz, Krieg, Teuerung und Plünderung gekommen, sondern Gott hatte die Einwohner dieser Stadt durch mancherlei außerordentliche Vorboten und ungewöhnliche Begebenheiten zur Besserung des Lebens zu bringen gesucht.“ Nun werden diese ominösen Vorzeichen aufgeführt. Wir lesen da erstens, daß es 1632 in „beyde Thürme auf beyden Hauptkirchen eingeschlagen, zweitens, daß in eben dem Jahre bald darauf um den Thurm eine große Menge Mücken häufig nicht anders als ginge ein Rauch oben aus herausgeschwärmt, drittens das 1635 ein Küchlein mit 4 Füßen und 4 Flügeln ausgebracht, viertens, daß anno 1636 eine Kuh ein Kalb geworfen, das keine Hinterfüße gehabt, aber eine doppelte Nase, ein doppeltes Maul wie auch zwei Zungen.“ Anschließend hieran läßt dann der alte Geistliche noch eine donnernde Philippika los, die darin gipfelt, daß Perleberg mit sehenden Augen blind gewesen sei, auch blind geblieben sei und deshalb die Strafe redlich verdient hätte. An anderer Stelle wird sich Gelegenheit finden, weitere Kosthappen aus dieser ergötzlichen Epistel zu geben. Die Quelle, aus der er schöpft, waren die Aufzeichnungen des erwähnten Bürgermeisters Theodorus Backe von 1640. Dieser führt auch noch andere Omina an, so eine „treffliche Menge Mäuse ungewöhnlicher Farbe, dann garstiges Hundegeheul, vieler Eulen und Raben Geschrei und Tumult und Lärm in den Nächten auf den Straßen, in Sonderheit auf dem Rathaus, daß des Rats Diener vermeinet, es sei alles über einen Haufen gefallen, wenn man aber nachgesehen, hat man überall nichts vernehmen noch vermerken können.“ Crusio war also schon aufgeklärt genug, diese letzten Anzeichen auf sich beruhen zu lassen. „Mäuseplage, Eulengeschrei, Hundegebell und ungewöhnlicher Rathauslärm“ scheinen um 1720 herum also nicht mehr als böse Omina gegolten zu haben, während sie 1640 noch völlig ernst von Backe aufgezählt werden.

Je mehr wir uns diese, anscheinend vom Thema meines Buches weit entfernten Dinge, vergegenwärtigen, desto menschlicher und näher treten uns unsere Vorfahren, die als ehrsame Handwerker wohl noch ganz andere Dinge glaubten und als „Omina“ ansahen, oder dürfen wir glauben, daß schon damals eine gesunde Aufklärung in den unteren Schichten verbreitet war oder begonnen hatte?

bar wurde. Obgleich Wallenstein die Mark verheerte und verwüstete, hatte er sich nicht entschließen können, zur kaiserlichen Partei überzutreten. 1635 jedoch, als Kursachsen den Prager Frieden geschlossen hatte, trat auch Kurfürst Georg Wilhelm demselben bei, ja, er erklärte nunmehr sogar 1636 Schweden den Krieg. Er hatte Unglück mit seinen Entschlüssen. Die Schlacht bei Wittstock entschied für Schweden. Der schwedische General Banér durchzog die Mark und bestrafte den kurfürstlichen Abfall mit schamlosester Ausbeutung des Landes. Georg Wilhelm war in die unwürdigste Lage gekommen. Neu ausgerüstete Truppen mußten dem Kaiser schwören und der Kurfürst durfte zufrieden sein, daß er das Kommando über seine eigenen Truppen beibehielt. Wohl kamen auch vorübergehend die Schweden in eine unbequeme Lage, aber schlimmer wie bisher wurde nun die Lage Brandenburgs. Banér zwang den kaiserlichen General Gallas zum Rückzug über die Elbe bei Lenzen und von dort weiter über die Altmark nach Sachsen. In diese Zeit fällt die Zerstörung Perlebergs, die sich der bekannten Zerstörung Magdeburgs durchaus ebenbürtig an die Seite stellt.²²⁾ Nicht die Schweden, sondern die Kaiserliche Armee, in deren Reihen

²²⁾ Mir ist wohl bekannt, wie gerade unsere Historiker, z. B. Prof. Höninger eindringlich vor Uebertreibung in dieser Richtung in bezug auf Schädigungen usw. durch den 30 jährigen Krieg warnt. Vielfach war es die allen Menschen innewohnende Sucht, Unglücksfälle zu vergrößern, dann aber auch geschah es häufig aus kluger Berechnung, um Mitleid zu erwecken und Staats- usw. Hilfe zu erhalten. Wie heute, so damals. Crusio, Backe, Freyer sprechen schon gerne von der „guten, alten Zeit“. Was es aber damit auf sich hat, hat uns in feinsten satirischer Weise einmal Professor H. Delbrück vor Augen geführt. Er beginnt mit Zeitungsartikeln aus den Jahren nach dem großen Kriege 1870/71. Es tönt da die Klage, wie sehr das Volk gegen früher zurückgekommen sei, wie Biedersinn, Treue, Schlichkeit, Mut usw. immer geringer geworden seien und nun weist er Schritt für Schritt an Beispielen nach, wie dieselben Klagen zu jeder Zeit ertönt seien, und so geht er zurück bis auf den alten Nestor der Ilias, der drei Menschenalter sah und auch klagte, wie kümmerlich die Zeit sei und wie tüchtig die gewesen, die mit ihm jung waren. — Und hier liegt des Rätsels Kern. „Jugend und Alter“ sind das Geheimnis der guten, alten Zeit. Auch wir finden heute, daß alles einst schöner, besser, edler war, nämlich als wir jung waren. Unsere Söhne und Enkel werden es wieder einst von unseren Tagen sagen, denn der goldene Schimmer, der auf den Tagen unserer Jugend liegt, verschönt und verherrlicht unser ganzes Leben, und wie schön, daß es so ist.

Wie unsre Kindheit, so ist unser Leben,
Es wurzelt fest der Jugend goldner Traum,
Und alles Rennen, Hasten, Sorgen, Streben
Verweht ein schlichter, kleiner Tannenbaum.

auch die Brandenburger fochten, haben den öffentlichen und privaten Wohlstand der Stadt zugrunde gerichtet. Dazu forderte die Pest über 700 Opfer. Perleberg, das vor dem Kriege über 300 Häuser mit 3500 Einwohnern besaß, zählte am Ende des Jahres 1638 kaum 50 Häuser und nicht ganz 300 Einwohner. Diese Zahlen reden am deutlichsten. Riedel beschreibt diese Tage nun folgendermaßen²³⁾: „Im Anfang des 30 jährigen Krieges bis anno 1637 wurde die Stadt nur durch Kontributionen bedrückt, abwechselnd von mansfeldischen, dänischen, kaiserlichen, friedländischen und schwedischen Herren. Das meiste Elend aber brachte der 24. Oktober und 15. November 1638 über die Stadt. Schon im August dieses Jahres mußte Perleberg drei sächsische Reiterregimenter in Quartier nehmen, durch deren Unvorsichtigkeit eine Feuersbrunst entstand, welche 40 Häuser in Asche legte. Die Schweden hatten dann im Spätsommer bei ihren Durchzügen, Perlebergs Viehherden, Getreide und Lebensmittel aufgebraucht, und alle vorhandene Barschaft mußte zur Abwendung größerer Uebel als Kontribution gegeben werden. Am 22. und 23. Oktober zogen dann aber kaiserliche Truppen unter dem Generalwachtmeister von Puchheim in die Stadt. 39 Kompagnien führte derselbe, außerdem forderte der brandenburgische General von Klitzing Aufnahme. Am 24. Oktober erfolgte der Durchzug der gesamten kaiserlichen Armee und begann zugleich die gänzliche Plünderung der Stadt mit zum Teil unbeschreiblichen Exzessen gegen die wehrlosen, aller Habe beraubten Bürger. Erst am folgenden Tage, nachdem der größte Teil der kaiserlichen Armee nach der Lenzenschen Wische abgezogen war, gelang es den Offizieren, den Schreckensszenen ein Ende zu machen. Auf Bitten des Rates wurde dann der Hauptmann von Rochow mit 50 Mann zur Bedeckung der ausgebeuteten Stadt zurückgelassen.

Am 3. November indessen hielt der Generalwachtmeister, Graf von Puchheim wiederum seinen Einzug und am 4. November folgten ihm so viel Regimenter nach, daß man schon die Wohnzimmer in den Häusern mit zur Stallung für die Pferde benutzen mußte. In der ganzen Umgebung blieb kein Baum, der nicht niedergehauen wurde. Die meisten Einwohner wurden auch von den zerlumpten Truppen ihrer Kleider beraubt. Graf von Puchheim gab den, ihn um Hilfe anrufenden Einwohnern keinen anderen Rat, als daß sie gänzlich aus der Stadt ausziehen möchten, denn es helfe nichts, daß man sie vor der Beraubung jetzt schütze, andere würden nach-

²³⁾ Riedel, Cod. dipl. I, 119.

folgen und ihnen doch das ihrige nehmen. Er ließ aber dennoch wiederum 50 Mann zum Schutze der Stadt zurück.²⁴⁾

Alles dies war indessen nur das Vorspiel zu den Schreckensszenen gewesen, die am 15. November sich ereigneten. Einige hundert Reiter beehrten am Morgen dieses Tages Einlaß in die Stadt, und da der die 50 Mann befehlige Offizier dies verweigerte, kam es zwischen der Besatzung und den Einlaß fordernden Truppen zu einem blutigen Kampf, worin letztere siegten und erstere zum Abzug genötigt wurden. Die Sieger wollten nun in der Beute den Preis des Kampfes ernten, doch gab es fast nichts mehr, was in der Stadt zu rauben gewesen wäre. Der Verdacht, die Einwohner hätten ihre Kostbarkeiten versteckt, Erbitterung über den gefundenen Widerstand, die ungezügelte Begierde des durch den Krieg fast tierisch gewordenen Kriegsvolkes führte zu den entsetzlichsten persönlichen Verletzungen der armen Einwohner. Die Männer wurden mit schwedischen Tränken, Daumenschrauben und anderen Martern zur Angabe ihrer verborgenen Schätze gezwungen oder mutwillig getötet, den Weibern wurde Gewalt angetan, einige im

²⁴⁾ Puchheim hat, meiner Meinung nach, einen sehr verständigen Rat gegeben und durch die Zurücklassung eines Schutzes alles getan, was er tun konnte, vielleicht mehr wie er durfte. Man muß sich vergegenwärtigen, daß sich die kaiserliche Armee auf dem Rückzuge befand und selbst den bittersten Mangel litt. Erzählt doch der Magister Bernhard von der Linde in seiner 1645 gehaltenen Plünderpredigt ausdrücklich, daß die Soldaten gekochtes Katzenfleisch und anderes, weniger appetitliches aßen aus Mangel an jeglichen Nahrungsmitteln. Hunger, Elend und Krieg aber entfesseln im Menschen Triebe, die wir in normalen Verhältnissen weit von der Hand weisen, in die nur hineinzudenken wir kaum imstande sind. Unsere Väter, die in den großen Kriegen des 19. Jahrhunderts mitgefochten haben, werden mir das bestätigen. Wir wollen als moderne Menschen bemüht sein, objektiv zu sehen. Wo Schatten fällt, muß man auch bestrebt sein, den Lichtschimmer zu erblicken, und sei er noch so klein.

Ganz anderer Meinung ist allerdings der mehrfach erwähnte Pfarrer Crusio, der sich ganz den poetischen Aufzeichnungen des Kantor Georg Freyer, die er in ungebundene Rede zu übersetzen für nötig erachtet hat, anschließt, und Hölle und Verdammnis auf die Plünderer, Räuber und Mörder herabwünscht. Mit einem gewissen Wohlbehagen erzählt er dann, wie Graf von Puchheim ein Jahr nach diesen Ereignissen seine „gerechte“ Strafe bekommen. Als man nämlich ihm zu Ehren diesen Tag der Einnahme von Perleberg mit „Sauffen, Fressen, Schießen und Pankettieren“ celebrieret, sei er durch seinen Pagen, dem er selbst die Pistohl gegeben, durch ein Bein geschossen, daß es nicht kurieret werden möge, sondern es sei der kalte Brand dazu geschlagen, und daran sei er in wenigen Tagen elendiglich verstorben.“ „So werden auch andere ihren gerechten Lohn bekommen haben!“ ruft er dann aus.

Wir wollen uns denn doch von dieser Auffassung christlicher Nächstenliebe des alten zelotischen Geistlichen frei zu halten suchen.

Backofen geröstet oder im Brunnen ersäuft. Dieses Wüten des Kriegsvolks dauerte zwei Tage, bis Graf von Puchheim es vertreiben ließ. Hierzu kam noch, wie eingangs erwähnt, die Pest. Perleberg feiert bis in die heutige Zeit jährlich den Donnerstag nach Martini mit Gottesdienst als Gedenktag an jene traurigen Ereignisse. Die Jahrhunderte hindurch so blühende, wohlhabende Stadt hatte das äußerste des Ruins und Elends erfahren.

1676 ist noch die Einquartierung des Görtzkischen Regiments, welches nicht nur die Vorräte an Holz und Getreide aufzehrte, sondern auch eine ansteckende Krankheit in der Stadt verbreitete, zu erwähnen.“ Soweit Riedel.

Es scheint festzustehen, daß Perleberg bis heute nicht wieder zu dem Grade des Wohlstandes, der vor dem Krieg daselbst geherrscht hatte, gelangt ist.

Wenn wir uns nach diesen Schilderungen, die nach den Beschreibungen der Augenzeugen noch als maßvoll²⁵⁾ gelten können, nun unsern Stammbaum in der 3. und 4. Generation genauer ansehen, so wird manches Fehlende klar und verständlich. Sagt doch der obenerwähnte Augenzeuge Kantor Georgius Freyer ausdrücklich: „Etliche Einwohner und Bürger ließen mit Weib und Kinder in der sinkenden Nacht davon, ihr Leben zu salvieren, weil sie nichts mehr übrig hatten und schaffen konnten.“ Und an anderer Stelle: „Die Leute ließen zu den Häusern hinaus und flohen vor solch verdrießlichen Gästen aus der Stadt Toren. Da verloren sich die Weiber von ihren Männern, von ihren Eltern die Kinder, die sie hernach in vielen Wochen kaum wieder ausforschen konnten.“ Schließlich führt auch der Diakon Schmieden in einer 1645 gedruckten Dankpredigt am Perlebergischen Denktage die vornehmsten Personen auf, die an der Pest starben. Er nennt etwa 150 und fährt dann fort: „Die wir allhie mit Namen setzen sind die wenigsten, denn es sind auch über diesen²⁶⁾, welche aber nicht alle an der Pest gestorben, 200 ehrlich begraben. Ach, wieviel aber stürben in den wüsten Häusern, Kellern, Misthöfen und wurden ohne Sarg ungesungen, ungeklungen hinausgebracht. Ihrer viel wurden

²⁵⁾ Freyer schreibt: „Sie schoneten auch die Toten und Gräber nicht, sondern huben die schweren Leichensteine aus der Erden auf in der Meinung, große Schätze darunter zu finden. Nur 5 Steine sind stehen geblieben. Die Häuser waren zerrissen, die Fenster zerschlagen, die Kachelöfen meistens zerbrochen und eingefallen. Das Aas lag häufig auf den Gassen, dabey sich die Leute machten und ganze Stücke herauschnitten, ihren unerträglichen Hunger damit zu stillen, davor einem die Haut grausen mochte.“

²⁶⁾ über diesen = außer diesen.

von Pferden zertreten und von Hunden gefressen.“ Ein „Ebel“ wird nirgends namentlich genannt, ein Beweis mehr, daß sich diejenigen unserer Vorfahren, die von der Pest und bei der Plünderung verschont blieben, aus der Stadt entfernt haben. Es war auch das klügste, was sie tun konnten. Wir müssen aber ferner auch als gewiß annehmen, daß viele bei dieser Katastrophe Leib und Leben eingebüßt haben. Von Anna (III, 1), Katarina (III, 6), Georg (III, 7), Maria (III, 8), Margarete (III, 9), Caspar (III, 10), Lucia (III, 11), Anna (III, 18) hören wir nichts mehr, trotzdem die Sterberegister von 1640—1653 vorhanden sind. Auch von Joachim (III, 16) und Otto (III, 19) kennen wir nur den Tauftag, und wissen, daß sie Söhne von Andreas (II, 6) waren. Von Jochim (IV, 13) haben wir nur im Kopulationsregister folgende Notiz: „1680 am 10. Februar heiratet Jochim Ebel, von Friesack bürtig, Bürger und Schuster allhie, Frau Maria Gäden, M. Johann Neumanns sel. gew. Bg. und Schusters allhie nachgelassene Witwe.“ Er ist wie das Sterberegister angibt, am 31. 1. 1719 im Alter von 62 Jahren gestorben, so konnte das Geburtsjahr errechnet werden.

Ich nehme nun an, daß Andreas (II, 6) bei den Unruhen mit Frau und Kindern zunächst nach Friesack ausgewandert und später wieder nach Glövizin, in die Nähe Perlebergs gezogen ist. Der älteste Sohn Georg oder Jürgen (III, 14) hat sich wohl zuerst wieder nach Perleberg gewandt und das alte, väterliche Gewerbe der Tischlerei aufgenommen. Joachim (III, 16) und Otto (III, 19) dagegen sind wohl in Glövizin beziehungsweise in Kl. Louhtzsch in der Betzischen Wische (Altmark) gestorben, und erst ihre Kinder, von denen uns nun Mathias (IV, 10) am meisten interessiert, sind wieder nach Perleberg gekommen, und ist Mathias durch Heirat mit der Drechslertochter Catarina Meyers in das neue Gewerk später als Meister aufgenommen. Die Eintragung im Kirchenbuch lautet: „Am 27. November 1679 heiratet Mathias Ebel, Bürger und Böttcher allhier Catarina Meyers, Joachim Meyers Bürger und Drechslers allhie eheleibliche Tochter.“ Daß Mathias (IV, 10), Jochim (IV, 13), Claus (IV, 15) jenes Joachim (III, 16) Kinder gewesen sind, ist nicht erwiesen, doch kommt meines Erachtens ein anderer Ebel nicht in Betracht, und daß diese Ebels von jenen, schon in früheren Jahren so zahlreich und in derselben Zunft auftretenden Ebels abstammen, darf als sicher anzusehen sein. So leicht war es, wie ich oben nachgewiesen, eben nicht, das Meisterrecht und noch dazu in einer fremden Stadt zu erwerben. Von Mathias (IV, 10) an aber ist die Reihe lückenlos. In meinem Gedicht, eingangs des Buches, habe ich deshalb auch die Geburt seines zweiten Sohnes Mathias, der traditionell noch in unseren Tagen bekannt war, und

der auch im Ruppiner Kirchenbuch Erwähnung findet,²⁷⁾ besonders hervorgehoben. Daß die Eltern jener Ebells der 3. und 4. Generation auswärts gewohnt haben, ist schon daraus als wahrscheinlich anzunehmen, daß sowohl Mathias (IV, 10) wie Georg (III, 14) Frauen von außerhalb geheiratet haben, selten genug in jenen Zeiten.

Was aus den Kindern von Michael (III, 12) und Georg (III, 14) geworden ist, ist nicht bekannt. Ihr Wohlstand war wohl nicht nach jener oben geschilderten Katastrophe derartig, daß sie in Perleberg ihren Lebensunterhalt fanden, bzw. sind sie in der geschilderten Katastrophe untergegangen.

Jene Wanderjahre in den Zeiten der Not hatten aber einem Teil unseres Geschlechts wenigstens einen weiteren Blick gegeben. Es sind andere geworden, die nicht mehr eng an der Scholle und am Handwerk kleben. Wir sehen sie nun bald die Heimat verlassen und nicht zu ihrem Schaden. Die alten Traditionen und Beziehungen zur Stadt Perleberg waren durch die Kriegsjahre zum großen Teil erloschen oder doch andere geworden. Perleberg selbst war eine arme Stadt geworden, die ihre Bürger nicht mehr ernähren konnte. Was in Perleberg von den unseren geblieben, hat es denn auch nicht viel weiter gebracht. Die große Zeit der Zunft war dahin. Dem Niedergang des Handwerks konnten sich auch die Ebells an Ort und Stelle nicht entziehen; wer blieb, kam zurück oder wenigstens nicht vorwärts. Kein „Ebell“ erinnert heute mehr in Perleberg an die alten Tage der Zunft.

Wenden wir uns nun zu jenem Böttchermeister Mathias Ebel (V, 2), der der Stammvater sowohl des Hamburger, wie des Ruppiner Zweiges unseres Geschlechts geworden ist. War es richtige Erkenntnis der Sachlage und Lebensklugheit, die ihn bestimmte, seine sämtlichen Kinder zu veranlassen, die alte Heimat für immer zu verlassen oder war es die Not des Lebens, die die Seinen in die Fremde hinaustrieb? Ich glaube das letztere. Die Not ist stets die größte Förderin des kulturellen Fortschritts und Aufschwunges gewesen. Die Not hat das Größte geschaffen, was Menschen überhaupt hervorgebracht. Die Geschichte aller Völker und ganz besonders unsere norddeutsche Entwicklung lehrt uns dies klar. Not lehrt aber nicht nur beten, sondern vor allem auch arbeiten; jenes Arbeiten, das weniger in dem Regen der Hände, wie in geistiger

²⁷⁾ Im Kopulationsregister der Ruppiner Kirchenbücher steht: „Am 6. Juni 1743 heiratet Meister Johann Palzow, Bürger und Tuchmacher hieselbst, Jungfrau Catarine, Margarete Ebell (VI, 9), weiland Meister Mathias Ebells gew. Bg. und Böttchers zu Perleberg hinterlassene eheleibliche Tochter.“

ihren Ursprung haben, aber doch (vielleicht durch die Periode der Not, durch die sie hindurchgegangen), befähigt waren, geistig ihre Mitarbeiter auf ihrem Arbeitsfelde zu überflügeln.

Außer seinen beiden Söhnen Joachim Heinrich (VI, 1) und Joachim Christian Dieterich (VI, 15), die wir später in Ruppin finden, sei hier seines vierten Sohnes, Johann Friedrich Philipp Ebel (VI, 13) erwähnt. Seinen Geburtsbrief fand mein Freund, der Kunstmaler W. Richter-Rheinsberg, bei einem Berliner Antiquar. Er sei hier wiedergegeben.

Wir können aus dieser interessanten Urkunde schließen, daß auch er es fern von Perleberg zu einer angesehenen Stellung gebracht hat, sonst wäre sie schwerlich erhalten geblieben. Der Geburtsbrief zeigt uns ferner, daß jener Friedrich Philipp von „ehrlichen und solchen Eltern erzeugt und geboren, daß er nach Seiner Königlichen Majestät in Preußen, unseres allergnädigsten Herrn unterm 6. August 1732 publizierten Reichspatent aller Zünfte, Innungen und anderer ehrbaren Gesellschaften fähig sei“. Wir dürfen hieraus einen Rückschluß auf die Stellung seiner Väter — unserer Perleberger Ahnen — ziehen. Bemerkenswert ist auch, daß dieser Johann Friedrich Philipp (VI, 13), der am 17. Juli 1723 geboren wurde, schon mit 16 Jahren seine Profession erlernt hatte und auf die Wanderschaft zog.²⁸⁾ Die Unterschrift der Urkunde ist die des

²⁸⁾ Da die Lehrzeit damals fast ausnahmslos überall drei Jahre betrug, hatte die Schulbildung also schon mit 13 Jahren ihren Abschluß gefunden. Heute wird der Durchschnitts-Abiturient 19—20 Jahre, ehe seine Lehrjahre beginnen. Was ist das richtige? Gewöhnlich wird jeder, der es zu etwas gebracht hat, seinen Bildungsgang für den richtigen halten. Das steht aber fest, ein klarer, praktischer Kopf, der früh gelernt hat, auf eigenen Füßen zu stehen und mit eigenen Augen zu sehen, wiegt trockene Schulgelehrsamkeit auf, zumal bei solchen Naturen, deren Anlagen und Fähigkeiten (und darauf kommt es an) nicht auf die wissenschaftliche Seite des Lebens gestellt sind.

Gerade in wirtschaftlicher Beziehung lassen uns die oft überraschenden Erfolge klar erkennen, daß man auch ohne Absolvierung einer höheren Lehranstalt dem Kampf ums Dasein vollauf gewachsen ist.

Auf der anderen Seite ist freilich nicht zu leugnen, daß solchen, rein menschlich betrachtet, glücklichen Naturen, die höchsten Genüsse des Lebens, die stets künstlerischer oder ästhetischer Natur sein werden, infolge mangelhafter Vorbildung in vielen Fällen verschlossen oder doch schwerer zugänglich sein werden. — Von genialen Naturen, die alle Schranken durchbrechen, darf ich füglich absehen. —

Trockene Gelehrsamkeit verengt oft den Horizont, da sie zu wenig im täglichen Leben mit den Hauptmassen und Schichten unserer Bevölkerung in Berührung kommt.

Von allen Ebells, die bisher in wirtschaftlicher Beziehung wesentliche Erfolge errungen haben (und damit für ihre Nachkommen also das

Perleberger Bürgermeisters Joachim Christian Dietrich Hindenburg, der übrigens auch als Pate von Christian Dietrich (VI, 15) genannt wird. Was aus diesem Johann Friedrich Philipp geworden ist, habe ich mit Sicherheit nicht feststellen können. Aus dem Nachlasse meines Ururgroßvaters Dietrich (VI, 15) stammen die beiden hier folgenden Briefe.

Gott zum Gruß!

Liebwertester Herr Schwager und Frau Schwäger!

Mit vielen leidwesen, muß ich Ihnen berichten, daß mein lieber Mann den 17. July 1783 in einer 8tägigen Brust Krankheit dem Herrn entschlafen. Und jetzo, da ich in den betrübtesten Umständen mich noch nicht fassen kann, und selber das Bett nicht verlassen darf, trifft mich überhaupt sehr hart, und leider wenn

Fundament zu höherer Entwicklungsstufe gelegt haben) hat kein einziger bisher mit dem Maturitätszeugnis die Schule verlassen.

Ich persönlich verspreche mir für das praktische Leben — nach meinen Lebenserfahrungen — für einen jungen Mann (die Mittel dazu vorausgesetzt) mehr von einer etwa zweijährigen ganz selbständigen Reise in außereuropäische Länder, wie von einer mit Erfolg absolvierten Prima. Die Gefahren für einen jungen Mann erscheinen mir, da er ja nirgends seßhaft wird, geringer, als daheim. Denn die größte Gefahr für einen jungen, gesunden Menschen, der noch unverdorben ist, besteht meines Erachtens in der Zeit der voll erwachten Sinne darin, daß er eine Jugendneigung zu ernst nimmt, bez. sich zu früh bindet. Zu letzterem hat er kein Recht, ehe er nicht durch eigene Kraft in der Lage ist, eine Familie zu erhalten. Es ist eine gewisse Charakterschwäche. Gegen eine tiefere Neigung selbst können wir uns nicht anders schützen, als durch Flucht und Arbeit. Beides setzt aber eine Charakterstärke voraus, die man sich nicht im Elternhaus erwerben kann. Schließlich ist die Zeit das Heilmittel auch für den tiefsten Schmerz.

Gerade wir sentimental Deutschen sind oft nahe daran, unsern Lebensweg in einen ganz anderen, ungewollten Kurs segeln zu lassen, selten zu unserm Vorteil. Wer sich einmal zwei Jahre bei den praktischen Amerikanern z. B. umgesehen hat, wird später leichter über solche Jahre hinweg kommen, die stets auf lange Zeit hindurch unserm ganzen Innenleben eine einseitige Richtung geben und dadurch unfruchtbar für uns werden. Gerade die feinfühligsten, tief angelegtesten Naturen mögen am schwersten hierunter leiden, da ihr Gefühl den Konflikt am bittersten empfindet, der in ihrem Innersten entsteht, wenn sie ein „Kälter werden“ ihrer Neigung (was naturgemäß früher oder später eintritt) bemerken und nur allzu geneigt sind, sich selbst (das ist das Schlimmste) der Unwahrheit, Untreue, ja selbst Charakterlosigkeit zu zeihen. Wohin das „wahr sein um jeden Preis“ praktisch führt, hat der große Ibsen in allen seinen Werken gezeigt. Seine Helden gehen immer zu Grunde, wenn sie sich innerlich von ihrer Liebe entfernen. — Naturen, denen solche inneren Konflikte erspart bleiben, werden mich kaum verstehen, wohl aber die, so hoffe ich, die es angeht, und nur für die sind meine Worte. —

der Mann fehlt, so geht es bei uns officiants sehr hart, und muß sich durch ihre eignen Mittel und Hände Arbeit suchen durch zu helfen.

Kurz vor meines lieben Mannes Niederlage beantwortete derselbe den letzt an uns geschriebenen Brief mit den 5 stücke Aalen, welchen ich zugleich mit beilege, daß sie noch wenigsten sein letztes Schreiben, obzwar nicht ganz, doch die Helfte, als ein Angedenken aufbewahren können. Uebrigens werden Sie mir vergeben, weilen ich wegen vieler betrübnis nicht mehreres von meines Mannes krankheit, welche nur 9 Tage gedauert, benachrichtige. Tränend schließe ich, und empfehle Ihnen nebst der Frau Schwägerin in Schutz des allerhöchsten. Meine Kinder laßen Ihnen zu vieltausend malen Grüßen, und hofen an herrn Vetter ihres lieben Vater Herz zu gewinnen, welches sie immer verehren werden, die ich mit bekanntster freundschaft verhaare.

Meines Liebwertsten Herrn
Schwager und frau Schwägerin
aufrichtige
treumeinende und
betrübte Schwägerin
Mariana Ebellin

Brieg
28t. July
1783.

Gott zum Gruß

Liebwertester Bruder Dietrich dein angenehmes Schreiben, Nebst die 5 Stück Ahle. Habe mit dem Größen Vergnügen erhalten. Wofor ich dier Vielmahlen Dank sage; Anbey auch ersehen das ihr euch noch alle gesund Befindet, Unser anbelanget so seynd Wier auch alle gesund. Lieber Bruder ich hätte Dich Ehnder Geantwortet aber Leider, Wir Wahren alle, und zwar die gantze Stadt Brieg in der grösten Noth. Wegen des Großen Wassers. Hiesige Vorstädter, und Nah bey liegende Dörffer haben vieles aus gestanden, die Mehreste Häuser um geworfen, das Menschen und Vieh Ertrunken bey Glatz. Da komt das Wasser von Braunau solches hat über hundert Häuser, mit alle darinnen befindliche Menschen Weggenommen, und Eine Pastion von der Festung auch fort. Das gantze Salz Magazin von 13 000 Centner in Wasser geschmolzen Man halt solches vor ein Wolkenbruch.

Hier endet das Fragment.

3*

Aus Inhalt und Stil derselben wolle man nicht etwa schließen, daß wir es mit ungebildeten Menschen zu tun haben. Der Stil ist für 1783 sogar überraschend (man lese einmal die deutschen Briefe Friedrich des Großen). Dieser Bruder von Dietrich kann aber kein anderer als jener Friedrich Philipp sein, denn es kommt kein anderer in Frage. Was war er? Ich habe mich wiederholentlich nach Brieg a. d. Oder gewandt, aber trotz aller Bemühungen nichts Wesentliches in Erfahrung bringen können. Jedenfalls steht ein Ebell nicht 1783 als gestorben in den Brieger Kirchenbüchern verzeichnet. Auch von Frau und Kindern finden sich keine Aufzeichnungen. In den Kirchenbüchern wird nur einmal — im Dezember 1743 — ein Stück-Leutnant Martin Friedrich Ebell erwähnt, der Pate bei dem Kind eines Feuerwerkers gewesen ist. Möglich ist es immerhin, daß er mit unserem Friedrich Philipp identisch ist. Nur Nachforschungen an Ort und Stelle könnten hier weiteres zutage bringen.

Im allgemeinen sehen wir, wie nach 1638 die Ebells durch Heirat und Verkehr dem Rat nahestanden, so heiratet z. B. Joachim Ebel (VI, 28) die Anna Katarina Rieben, die aus erster Familie stammte und mit dem Bürgermeister verwandt war (eine Anna Rieben, Herrn Bürgermeisters Ernst Mollemanns nachgelassene Witwe, starb 1738 an der Pest).

Der Boden war bereitet um die gewachsenen Schwingen tüchtig zu gebrauchen. Eine neue Zeit war herangekommen, Kurfürst Friedrich Wilhelm, den sein dankbares Volk mit Recht den Großen genannt hat, sorgte für geordnete Zustände in den Marken. Neue Namen, wie Valentin, Albrecht, Samuel, Daniel, Wilhelm, Barbara, Eleonore, Sabina, Eva, Gottliebe²⁹⁾ treten auf, die engen Grenzen des Gesichtskreises haben um ein Geringes sich erweitert.

Ehe wir uns nun den Ruppiner Ebells zuwenden, sei es gestattet, die bisherigen Verhältnisse in kulturellem Sinne zu beleuchten. Haben wir eingangs die Bedeutung der alten Zunft- und Innungsmeister hervorgehoben und betont, daß sie persönlich eine gefestigtere und angesehenere Stellung, wie wohl der größte Teil der heutigen Handwerksmeister einnahmen, so dürfen wir doch nicht die Schattenseiten außer acht lassen, die das Zunftwesen und besonders das kastenartige Abschließen der Meister mit sich brachte. Keiner, der in den ersten sechs Generationen lebenden Ebells hat es

²⁹⁾ Dieser weibliche Name Gottliebe, der sich auch in der folgenden Generation noch einmal findet, ist selten. Ich habe ihn wenigstens nirgends weiter gefunden.

verstanden, sich über die Grenzen seiner Stadt hinaus eine gefestigte Position mit weiterem Gesichtskreis zu verschaffen.

Es sind doch nur enge Bahnen, die unsere Väter, wie alle damaligen Zunftmeister, wandelten. Der weite Blick hat allen gefehlt. Ihre Mittelstandspolitik blieb Kirchturmspolitik. Kein gesunder, durchgreifender Fortschritt macht sich bemerkbar. „Im engen Kreis verengert sich der Sinn“, das gilt auch von dem Zunftwesen jener Tage, dem damit der gute soziale Kerngedanke nicht abgesprochen werden soll. Man soll wohl treu zu seiner Scholle halten, um immer wieder aus der alten, wohligen Heimatluft Stärkung und Kraft zu sammeln, aber man darf nicht sklavisch an der Scholle kleben. Solcher Fehler rächt sich heute noch ebenso gut wie damals. Nur wer mitten im Leben steht, sich den oft recht rauen Wind der Fremde gehörig hat um die Nase wehen lassen, wird die Kraft haben, sich gesunden, fortschrittlichen Ideen anzuschließen. Das gedankenlose Nachfolgen getreu dem Leben und Treiben der Väter kann auch verderblich für das Individuum werden. Neue Sitte verlangt der Fortschritt der Kultur. Nicht sklavisch festhalten am Alten, sondern mit offenem Ohr lauschen dem Pulsschlag einer neuen, werdenden Zeit.

Das sei unsere Devise!

Daß jene Ebells der sechsten Generation sich entschlossen haben, sei es der Not oder dem eigenen Triebe gehorchend, den Boden ihrer Vaterstadt zu verlassen, ist für uns von der größten Bedeutung geworden. In jenem Joachim Heinrich (VI, 1) und Joachim Christian **Dieterich** (VI, 15) müssen wir in dieser Beziehung mit Recht die bedeutensten Repräsentanten unserer Familie sehen. Auch unsere Generation kann heute noch von ihnen lernen.